

DIE FACKEL

Nr. 73

WIEN ANFANG APRIL 1901

III. JAHR

Ganz wider den Willen der Natur ist der Frühling bei uns die unangenehmste Jahreszeit geworden. Früher waren bloß Stürme und Selbstmorde die widrigen Begleiterscheinungen des Reinigungsprozesses einer sich mit allen Mitteln verjüngenden Welt. Seit mehreren Jahren ist aber ein häßlicher Trieb zum Streite, Unfriedensbedürfnis, eine allgemeine Skandalsucht hinzugetreten, die die Menschen entzweit, Familienbande lockert, Professoren zu Protesten, Abgeordnete zu Interpellationen treibt, die den Laien gegen den Gebildeten und Herrn Pötzl gegen Herrn Bahr aufbringt. Und die Künstler, in deren Hände sie bekanntlich gegeben ist, vermögen die Würde der Menschheit so wenig zu bewahren, daß sie sich sogar zu offenen Schmähungen dieser Menschheit hinreißen lassen. Mit einem Wort: Der Frühling, ursprünglich als eine segensreiche Institution geplant, droht seinen Zweck völlig zu verfehlen. Er macht die Menschen, in deren Brust er den Samen versöhnender Milde streuen sollte, nur noch aufgeregter, und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn's mit der Drohung einiger unserer hervorragendsten Mitbürger, nach Darmstadt auszuwandern, Ernst werden sollte. Wo die Jahreszeit nichts mehr spenden kann, bietet die Sonne großherzoglich-hessischer Gunst reichlichen Ersatz. — — — — —

Man errät, daß ich von Herrn Klimt spreche und von dem Lärm, der seit mehreren Wochen sein stilles Atelier umbrandet. Denn daß dieses Atelier ein stilles sei, daß Herr Klimt, unbekümmert um den »Streit der Gasse«, emsig weiter schaffe, wird uns ja von unermüdlichen Interviewern täglich versichert. Herr Klimt läßt sich also in seinem Schaffen höchstens von den Interviewern stören, und bescheiden, wie er nun einmal ist, protestiert er dagegen, daß »Fabrikanten, Bauern, Greißler und Professoren« seine Bilder beurteilen. Er ist aber nicht nur emsig und bescheiden, er ist auch aufrichtig, und da der Interviewer, der den Kern der Sache sogleich richtig erfaßte, zurief: »Eigentlich muß Sie die Affäre gar nicht unangenehm berühren; das kann ja ganz gut als eine recht wirksame Reklame angesehen werden«, erwiderte Herr Klimt schlagfertig: »Unangenehm berührt bin ich von der Sache nicht.« Das stimmt vortrefflich zur Charakteristik, die uns in seiner »Rede über Klimt« Herr Bahr von dem »stillen und gütigen, von Träumen umsponnenen Wesen« gegeben hat, an das »der Lärm des Hasses und Neides, der auf den Gassen heult, kaum wie aus weiter Ferne herandringt« ...

Das »Medicin«—Geschrei nimmt noch weit unangenehmere Formen an als der »Philosophie«—Rummel. Damals haben 87 Universitätsprofessoren gegen die drohende Verunzierung ihres Hauses Beschwerde geführt. Kein vernünftiger Mensch konnte ihnen dies Recht streitig machen, und man lachte schließlich über das freiheitliche Entsetzen jener Herren, die ihren Beruf so gründlich verfehlt haben, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als kunstkritische Journalisten zu werden. Die Lex Heinze hatte die Einbildungskraft unserer Tagschreiber arg beeinflußt, und so wunderte man sich nicht, daß sie die

Kundgebung gegen ein mißlungenes Deckengemälde, unter der Namen wie Benedikt, Jodl. und Sueß unterschrieben waren, für einen Vorstoß der »Reaktion« erklärten. Aber der fortschrittliche Rückstoß der Dummheit ist seit dem Vorjahre ein intensiverer geworden. Man streitet nicht mehr darum, ob ein schlechtes Bild des Herrn Klimt an der Decke der Universitätsaula angebracht werden soll oder nicht. Man streitet über andere Urprobleme der Menschheit, und zwar leider auch über solche, die wir längst gelöst glaubten. Fünfzehn Abgeordnete — zumeist Klubobmänner — haben sich nämlich die Freiheit genommen, den Herrn Unterrichtsminister über die Bestellung der »Medicin« auf Staatskosten zu interpellieren. Selbst wer Universitätsprofessoren das Recht auf Ablehnung dessen, was die Universität verschandelt, streitig machen konnte, hätte sich kein kompetenteres Forum zur Ablehnung dessen, was die Steuerzahler Geld kostet, wünschen können als das Parlament. Aber nein. Derselbe verbohnte Liberalismus, der die Rechte der Volksvertretung bis zum Immunitätsschutz vor dem Fegefeuer geltend machen möchte, schreit Zeter und Mordio, wenn Abgeordnete sich unterfangen wollen, die sinnlosen Geldausgaben eines durch unfähige Berater konfus gemachten Ministeriums unter Kontrolle zu setzen. Ein Absolutismus, unter dem es der Börse gut geht, ist der liberalen Presse recht, und ein Absolutismus, unter dem es der Sezession gut geht, freut unsere moderne Kunstjournalistik.

Daß es lediglich künstlerische Fraktionsinteressen sind, die in unserem Falle der parlamentarischen Redefreiheit einen Riegel vorzuschieben bemüht waren, zeigt eine Episode, die im »Medicin«—Lärm beinahe unbemerkt geblieben wäre. Dieselbe 'Zeit', in der die interpellierenden Abgeordneten beschimpft wurden, brachte am 23. März unter dem Stichwort, »Man schreibt uns aus *Malerkreisen*« eine kleine Notiz, die von dem Ankauf eines Gemäldes auf Staatskosten handelt. Es heißt dort wörtlich:

»Wir lasen kürzlich, daß Se. Majestät das durch die Ausstellung der Künstlergenossenschaft bekannt gewordene und damals schon in der 'Zeit' gekennzeichnete große Schlachtengemälde des tschechischen Malers Sochor um 40.000 Kronen erworben hat. Mit der Kunst hat dies Werk wenig zu schaffen. Die Widmung für das Heeresmuseum, statt für die kaiserliche Galerie, sollte diesen Schritt vermutlich entschuldigen. Aber wir sind mit einer solchen Entschuldigung nicht einverstanden. Wenn auch in diesem Falle das Gegenständliche ausschlaggebend war, es handelte sich doch um ein »Bild«, also eine *Kunstangelegenheit*. Auch die Angehörigen der Armee bilden ein erziehungsfähiges wertvolles Kunstpublikum, auch ihnen sollte nur Kunst gewidmet werden und nicht Unzulängliches. In der Tat konnte, wie wir erfahren, der Ankauf des Sochorschen Bildes auch nur durch eine politische Machenschaft zustande kommen; ein vielvermögender Mann — Exzellenz Baron Chertek — gab sich zur Vermittlung her. Das ist in Fragen der Kunst an sich schon bedauerlich, geradezu sträflich wird es aber dadurch, daß nicht bloß die Privatschatulle des Kaisers, sondern in diesem Fall zum größeren Teile *das Geld der Staatskassen, der Steuerzahler*, herangezogen wurde. *Der Unterrichtsminister hat* dafür die Verantwortung. Er hätte die Pflicht, seine bessere Meinung gegen falsche Einflüsterungen zur Geltung zu bringen. *Und die Volksvertretung sollte ihn daran erinnern*. Man liebt ja jetzt Interpellationen in Kunstdingen — hic Rhodus.«

Sehr richtig. Doch mit Verlaub: Warum denn gerade *hic* Rhodus? Warum nicht *illic*¹? Wenn die Befugnis des Parlaments, in »Kunstangelegenheiten« mitzureden, prinzipiell zugegeben wird, wer entscheidet denn darüber, welcher Kunst Angelegenheiten dem Parlament überantwortet werden dürfen? Natürlich immer die andere Partei. Der Unterrichtsminister hat die Verantwortung dafür, daß Steuergelder für ein im Künstlerhause ausgestelltes Machwerk verschwendet werden! — so verlangt es die für das Gleichgewicht im Staatshaushalte besorgte Sezession. Aber, wehe den Abgeordneten, die den Unterrichtsminister dafür zur Verantwortung ziehen wollen, daß Steuergelder für ein im Olbrich—Tempel ausgestelltes Machwerk verschwendet werden! — so ruft die Sezession, wenn sie für die Freiheit der Kunst besorgt ist. Gegen die Konkurrenz lassen die Herren ohneweiters die Berufung an ein Forum von »Laien« zu, und wären es selbst Fabrikanten, Bauern, Greißler oder gar Professoren.

Im Falle Klimt ward die Erregung über den Eingriff des Parlaments in das altverbriefte Recht, schlechte Bilder zu malen, von dem trivialsten Fachdünkel geschürt. Daß die freie Meinungsäußerung ein noch älteres Recht ist, wurde zuerst nicht bedacht, dann energisch bestritten, und niemand hat darauf hingewiesen, daß es doch eine weit geringere Gefahr für das Volkswohl in sich schließt, wenn die Laien im Parlament sich über ein neues Bild, als wenn sie sich über neue Kanonen unterhalten. Wenn wir nur erst ein fachmännisches Privileg auf Kritik statuieren wollen, dann müßte man ja vor allem den Wortführern der Sezession, den Herren Bahr und Genossen, die öffentliche Ausübung der Kunstkritik untersagen; denn fraglos kann man manch einem Interpellanten — es sind Träger altadeliger Namen unter ihnen — einen Geschmack zutrauen, der an einer längeren Kulturtradition erzogen ist, als der Geschmack der aus Ungarn und Galizien zur Wahrung unserer heiligsten Güter entsendeten Herren. Wo steht es denn geschrieben, daß ein Prinz Liechtenstein nicht ebenso gut kunstkritische Referate für ein Wiener Tagesblatt verfertigen könnte wie die Herren Bahr und Hevesi, Salten, Koppel oder der konfuse Servaes? Aber anderseits ist es richtig, daß z. B. Ingenieure viel besser über die Anlage einer Eisenbahn sprechen könnten als Abgeordnete. Ist in einem solchen, doch wahrhaftig hundertmal beträchtlicheren Falle je ein Protest von fachlicher Seite ergangen? Nur die völlige Verkennung der *Pflichten* eines Abgeordneten zur Überwachung der Administration konnte einen Gegensatz zwischen berufenem und unberufenem Urteil über staatliche Kunstaufträge feststellen. So viele erwählt sind, so viele sind berufen, gegen eine nach ihrem und nach allgemeinem Gefühl mißbräuchliche Verwendung von Staatsgeldern die Stimme zu erheben, und wenn sie sich mit einer Interpellation begnügt haben, so mag man die Indolenz bedauern, die bei uns unter allen öffentlichen Interessen der Erörterung kultureller Fragen noch immer nur ein bescheidenes Plätzchen einräumt. Wer die Verfassungsgeschichte der letzten Jahre verfolgt hat, wird zugeben, daß die Mittel der Obstruktion und der Ministeranklage schon gegen verzeihlichere Fehlritte einer Regierung angewendet wurden als gegen die amtliche Züchtung des Sezessionsgeschmackes und gegen den Ankauf der Deckengemälde des Herrn Klimt.

Die Lex—Heinze—Furcht scheint das liberale Gemütsleben in der Tat völlig erschüttert und Folgeerscheinungen zurückgelassen zu haben, von denen sich die öffentliche Diskussion in Kunstangelegenheiten so bald nicht erholen wird. Wäre es sonst möglich, daß z. B. Herr Hugo Wittmann, der selbst zur Abweisung der Klimtschen »Medicin« manch glückliches Wort findet, eine berechtigte Budgetkritik mit dem »Rufe nach dem Staatsanwalt, nach der Po-

1 dort

lizei« verwechselt? Wo hat denn je einer der Herren, die der liberale Feuilletonist »zufällig Abgeordnete« nennt, das Verlangen gestellt, daß »die Kunst an die Kette gelegt«, »der Büttel zum Kunstrichter bestellt« werde und der »Amtsdienner die verletzte Sittlichkeit wieder heile«? War denn die Interpellation an den Justizminister und nicht an den Minister für Kultus und Unterricht, an den obersten Chef eines Steuergelder verwirtschaftenden Kunstamtes gerichtet? Wenn im Parlament nicht von Kunst gesprochen werden darf, dann erscheint ja die Duldung und gar die immer erneute Forderung einer staatlichen Kunstpflege doppelt widersinnig. Es ist doch hirnverbrannt, auf die Verantwortlichkeit der obersten Beamten des Staates immerzu als auf die wichtigste konstitutionelle Errungenschaft zu pochen und nur die Entschließungen des Herrn Hofrates Wiener vom Kunstdepartement für sakrosankt erklären zu wollen. Wer dieser Herr Wiener ist, habe ich schon vor einem Jahre erzählt; ich erwähnte damals, daß er einst Mitarbeiter der alten 'Presse' war und daß noch heute in journalistischen Kreisen seine hervorragendsten Wippchen unvergessen sind. Man kann ihm somit einen gewissen Zusammenhang mit der Zunft nicht bestreiten. Ihm gebührt tatsächlich das Verdienst, Herrn Klimt den grand prix in Paris verschafft zu haben, er ist es, dessen Urteil in Kunstfragen heute so anerkannt ist, daß es überhaupt nicht in die Debatte gezogen werden darf, und Herr Bahr zählt ihn neben Herrn Hartel und dem völlig unschuldigen Sektionschef Stadler zu »unseren feinsten Kunstkennern«.

Alles andere ist — Mob. So hat es Herr Bahr vor einem Publikum verkündet, das sich durch diese Bezeichnung offenbar selbst so sehr mitgetroffen fühlte, daß es nicht mehr die Kraft zu energischem Proteste fand. Wahrlich, die Naschmarktweiber hätten solcher Frechheit gegenüber gewußt, was sie mit ihren faulen Äpfeln anzufangen haben; aber wenn sie schon bei dem Vortrag selbst nicht anwesend sein konnten, so werden sie sich vielleicht gelegentlich erinnern, daß sie der Sezession in Wurfweite gegenüber sitzen. Das Publikum von Besuchern und Besucherinnen des Concordiaballes folgte den Exzessen des Herrn Bahr mit sichtlichem Behagen. Umso erfreulicher ist es, daß sich in seinem Redaktionslager ein Mutiger fand, der der dreisten Herausforderung auf der Stelle die verdiente Antwort folgen ließ. Wenn Herr Bahr die eigene Würde nur halb so gut zu wahren versteht wie die Würde der modernen Kunst, so wird er nach der Pötzl'schen Insulte vom 7. April wissen, was er zu tun hat, und der angedrohten Auswanderung nach Darmstadt wird der passendste Vorwand gefunden sein.

Ich habe schon bedauernd erwähnt, daß man um der »Medicin« willen auch über solche «Urprobleme der Menschheit streitet, die wir längst gelöst glaubten. Hierher gehört vor allem die Frage, ob der »Laie« auch eine Meinung haben dürfe. Vor dem Lese—Abend der »Concordia«, der am 24. März im Bösendorfer—Saale stattfand, hat niemand die Menschenrechte des Laien angezweifelt. Jetzt aber ist man in ihrer Verteidigung wieder zu weit gegangen. Der Laie hat neuestens nicht nur seine Meinung, er hat sogar »die öffentliche Meinung«. Die Spalten der 'Neuen Freien Presse' haben sich bereitwillig jedem Schwätzer geöffnet, der sich mit der Versicherung ausweisen konnte, daß ihm die »Medicin« nicht gefallen habe, und mancher »Einsender« oder »Freund unseres Blattes« schien zwischen den unhonorierten Zeilen das stolze Bekenntnis abzulegen: Ich hab' hier bloß kein Amt und eine Meinung; während man wieder manchem Sezessionisten, der zur Feder griff, um das Privileg der Bilderkritik den schaffenden Künstlern zu sichern, in Anerkennung der Geschicklichkeit, mit der er dabei verfuhr, das andere umgekehrte Zitat zurufen konnte: Rede, Künstler, bilde nicht! Aber im allgemeinen mußte man

sich doch auf die Seite des in gerechter Notwehr handelnden Laien schlagen und die Unverschämtheit zurückweisen, mit der gerade Anhänger jener Richtung, die in den Wohnungen der Jobber und Kohlenwucherer heimisch geworden ist, deren Mäzene die anrühligsten Laien sind, die wir vorrätig haben, und die mit der Anpassung des Kunstgewerbes an die niedrigsten Individualitäten ihr Geschäft gemacht hat, aristokratische Sonderrechte ansprechen wollen.

Freilich, wer Herrn Bahrs »Rede über Klimt« gehört hatte oder im Drucke las, konnte keinen Moment über die Bezugsquelle des plötzlichen Größenwahnens unserer Sezessionisten im Zweifel sein. Im Gegensatz zu den Anhängern der alten Schule, die das Ende der Literaturgeschichte gerne mit dem Tode Goethes zusammenfallen läßt, datiert Herr Bahr den Anfang aller Entwicklung von dem Geburtsdatum Bahrs. Bis dahin herrschte das Chaos in Kunst und Literatur; aber nun, versicherte er seinen Zuhörern im Bösendorfer—Saal, »sind unter uns Autoren und Maler erschienen, Autoren, die in Berlin gespielt, und Maler, die in Paris ausgezeichnet werden, und haben bewiesen, daß man auch in Österreich Talent haben und etwas leisten kann«. Und diese Erfolge seien die wahre Ursache des jetzigen Lärmens, der Wut, die uns regelmäßig befällt, wenn eine Erscheinung wie Klimt in unserer Mitte auftaucht. Was verschlägt's, daß vor Schnitzler Grillparzer in ganz Deutschland gespielt und vor Klimt Makart in der ganzen Welt bewundert und daß beide trotz ihren ausländischen Triumphen hierzulande nicht angegriffen wurden? Sie haben ja zu einer Zeit gelebt und geschaffen, da die wahre Entwicklung noch nicht begonnen hatte. Erst im Jahre 1890 war die Sache entriert. Bis dahin wußte man im Ausland noch nicht, wo Wien liegt, und Herr Bahr konnte in Paris öfters der Frage begegnen: »C'est en Roumanie? n'est—ce pas? ¹« ... Aber ich glaube, daß an solchen Mißverständnissen nicht die Rückständigkeit der Wiener, sondern die geographische Unbildung der Ausländer Schuld trägt. Denn trotzdem es Herrn Bahr bald darauf gelang, den dunkelsten Erdteil zu entdecken und Wien für Mitteleuropa zu reklamieren, konnte noch vor drei Jahren eine Wiener Dame, die eben vom Londoner Abolitionisten—Kongreß heimgekehrt war, entrüstet erzählen, man habe in London Austria mit Australien verwechselt. Und ist's denn in Paris besser geworden? Herr Klimt selbst war im offiziellen Verzeichnis der auf der Weltausstellung Prämiierten als *reichsdeutscher* Künstler angeführt. Es ist auch nicht wahr, daß, wie Herr Bahr behauptet, jetzt dank dem Wirken der Sezession in ganz Europa bereits ein »österreichischer Stil« bekannt ist. Wiederum hat sich die Unbildung der Pariser im hellsten Licht gezeigt, als sie den Stil, den ihnen die Werke des Herrn Klimt und der anderen Sezessionisten zu offenbaren schienen, als »*goût juif*« bezeichneten.

Herr Bahr verkündet, darin seien Freunde und Feinde Klimts einig, »daß es durchaus nichts gebe, womit seine Werke verglichen werden könnten«. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Man vergleicht Herrn Klimts Werke unaufhörlich und weiß stets ganz genau, wo man seine jeweilige Art bereits gesehen hat. Vom braven Nachstreber der Laufberger—Schule hat er sich zum Epigonen Makarts entwickelt, dann an Khnopffs Frauenköpfen Gefallen gefunden, die er mit geschickter Hand in das Milieu der »Wienerinnen« hinüberrettete. Nach gelegentlichen Ausflügen ins Pointillistische sehen wir heute den geübten Stileklektiker immer wieder zu der Art des Belgiers zurückkehren, die er mit gutem Blick für die Besonderheiten seines Wiener Kundenkreises mit einer rituellen Nuance verwoben hat. Ob sie nun Hygieia oder Judith, Frau X oder Frau Y heißen, alle seine Gestalten haben die Blässe der berufs-

1 Es liegt in Rumänien, nicht wahr?

mäßig unverstandenen Frauen, und Herr Klimt hat ihnen unverkennbare Schattenringe oder sagen wir lieber gleich Schottenringe um die düster glänzenden Augen gemalt. Man erzählt mir, Fernand Khnopff habe bei seinem vorjährigen Aufenthalt in Wien auf die Frage, ob es wahr sei, daß Herr Klimt, wie seine Freunde behaupten, jenen typischen Frauenkopf schon auf Bildern angebracht habe, bevor er noch eines der Werke Khnopffs kannte, geantwortet: »Mais, c'est insolent¹«. Aber er selbst habe anerkannt, daß Herr Klimt ein fähiger Techniker sei. Als just vor einem Jahre der widrige Reklamelärm die »Philosophie« umtobte, meinte ich, daß »jüngere Künstler, deren kräftiger Persönlichkeit die Ausdrucksmittel häufig versagen, in Klimt den Meister des Handwerks schätzen, und je unfertiger sie waren, desto leichter überschätzen mochten«, daß aber »der Kunstliebhaber, der nicht die Mache erlernen, sondern Schöpfungen genießen will«, vor Klimts Werken kalt bleibe. Man kann dies Urteil angesichts der »Medicin« wiederholen, und wenn man den Widerwillen vor so bunter Abgeschmacktheit glücklich verwand, Herrn Klimt die Ehre einer Erinnerung an Paganini widerfahren lassen, der zur Entfaltung einer großen Technik komponiert hat.

Herr Bahr hat in seinem Gerede über Klimt allerlei Sprüche über Kunst, und Künstler angeführt. Selbst Thukydides, den er zwar nie gelesen, aber wohl bei Jakob Burckhardt zitiert gefunden hat, mußte zur Verteidigung des Schöpfers der so allseitig abgelehnten »Medicin« herhalten. Daß Herr Bahr sich auch auf Goethe berufen hat, versteht sich wohl von selbst Goethe hat irgendwo die Feinde Klimts aufs Haupt geschlagen: er spricht von den Leuten, die das Vortreffliche herunterziehen, das Gemeine heraufheben, um »sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten«, auf dem sie »als Herrscher behaglich walten« können; dergleichen »Nivelleurs« fänden sich besonders »in Literaturen, die in Gärung sind«. Gibt es ein Wort, welches das Wesen der Clique und namentlich einer solchen, wie sie Bahr gebildet hat, besser charakterisieren könnte? Und Herr Bahr hat — gelegentlich einer Kritik der »Lumpen« von Leo Hirschfeld — ausdrücklich den' Grundsatz proklamiert, die Mittelmäßigkeiten gelten zu lassen, weil eben jeder seinen Teil zur allgemeinen »Kultur« beitrage. Aber Goethe ist wahrlich zu allem zu gebrauchen. Er war für Klimt; er war aber auch gegen Klimt. Und ich glaube, besser als die Feinde des Schöpfers der »Medicin« hat er den Schöpfer und die Schöpfung selbst charakterisiert mit den folgenden, in »Kunst und Altertum« veröffentlichten Worten, die ich Herrn Bahr zur Bereicherung seines Zitatenschatzes gerne zur Verfügung stelle: »*Die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst.*«

In der ganzen »Rede über Klimt« konnte höchstens die Drohung mit dem Exodus einigermaßen versöhnend wirken. Da es sich aber möglicherweise um ein leeres Versprechen handelt, und bis zur Verwirklichung des Auswanderungsplanes der Großherzog von Hessen längst von seinen Kuratoren der kostspieligen Sorge um die moderne Kunst enthoben sein dürfte, so wird Herr Bahr dem »organisierten Mob« eine andere ausreichende Genugtuung für den Schimpf, den er ihm zugefügt, bieten müssen. Er bleibe im Lande und leiste Abbitte. Darauf müssen die 87 Universitätsprofessoren, darauf muß jeder Besucher der Sezession bestehen, der sich noch die Freiheit wahren will, vor einem malerischen Chaos der Gedankenlosigkeiten Mißbehagen zu empfinden. Es gibt heute wenige Leute in Wien, die nicht freiwillig ihre Zugehörigkeit zum »Mob« bekennt und gegen den Verdacht protestieren, »Gebildete« im Sinne des Herrn Bahr zu sein. Es wäre traurig, wenn erst die Haltung vor der Klimtschen »Medicin«, zum Maßstab der wahren Bildung ge-

1 Aber es ist dreist.

nommen würde und nicht schon früher in Österreich vielfach ein Beweis in dieser Richtung erfolgreich angetreten worden wäre. Ich habe gelegentlich mehrerer Besuche der Sezession Männer vor der »Medicin« beobachtet, deren geistige Kultur ich der Agitatorengabe des Herrn Bahr jederzeit vorgezogen hätte. Ich weiß nicht, ob Klimts Vorkämpfer z. B. den Senatspräsidenten Emil Steinbach zu den Gebildeten zählt. Ich sah ihn in konvulsivischen Zuckungen vor der Leinwand, die uns zeigt, wie sich Herr Klimt das Walten der »Medicin« vorstellt. Zweimal hatte er ratlos schon das Bild betrachtet, zweimal kehrte er, des Odiums bewußt, zum Mob zu gehören, und zaghaft zurück und erst in dritter Instanz verwarf der Vizepräsident unseres Obersten Gerichtshofes die Klimt'sche »Medicin«. Nicht jeder Besucher der Sezession ist so gewissenhaft, und in der Regel hat physisches Unbehagen schon nach dem ersten Anblick die Entscheidung gefällt. Wer Ausdauer besitzt, mag dann noch an den Details der »Medicin« seine humoristische Befriedigung finden; er wird der Göttin der Heilkunst, die aus ästhetischem Abscheu dem Gemenge der siechen Leiber den Rücken kehrt, seinen Beifall nicht versagen, die scheinbare Teilnahmslosigkeit der pflichtvergessenen Hygieia für eine Demonstration ihres guten Geschmacks halten und sich an die Deutung des Herrn Servaes erinnern, der der Gesundheitsbringerin das zweifelhafte Kompliment der »Unnahbarkeit« gemacht hat. Er wird die Originalität des modernen Symbolikers bewundern, der zwar über die Auffassung des Todes als eines Gerippes nicht hinausgekommen ist, dafür aber die althergebrachte Schlange der Hygieia als den ornamentalen Wurmfortsatz ihrer sezessionistischen Toilette verwendet hat. Und wenn er endlich in dem Gedränge der Leiber, das sich hinter der üppigen Jourdame abspielt, so etwas wie einen Sinn aufspüren will, der einen Zusammenhang zwischen dem Gemalten und dem Titel »Medicin« erkennen ließe, so wird ihm vielleicht die Ahnung dämmern, daß Herr Klimt, der eingesehen haben mochte, daß wir in Wien auf dem Gebiete der Medizin dringlichere Anschaffungen als ein Deckengemälde brauchen, in einer satirischen Anwendung seinen ministeriellen Auftraggebern ein Bild geliefert hat, auf dem die chaotische Verwirrung bresthafter Leiber die Zustände im Allgemeinen Krankenhaus symbolisch darstellt.



Herr Mauthner von der Creditanstalt rivalisiert seit mehreren Jahren mit Herrn Taussig von der Bodencreditanstalt und hat ihn schließlich übertrumpft. Wenn Taussig es zur finanziellen Leitung der Waffenfabrik in Steyr und damit zu Gewehrlieferungen an den Staat gebracht hat, so ist Mauthner der finanzielle Leiter der Skoda—Werke in Pilsen geworden, und diese wollen jetzt dem Staate Kanonen liefern. Mit den neuen Feldgeschützen hat es freilich noch gute Wege. Die Armee, die die Feldgeschütze nur für die Verteidigung des Vaterlandes braucht, scheint ihrer mitten im tiefsten Frieden nicht so dringend zu bedürfen wie die Börse, an der ja immer Krieg herrscht und die jetzt die Baissiers mit dem schwersten Geschütz, den Skoda—Kanonen, bekämpfen will; und so wurde in der 'N. Fr. Presse' neulich mitgeteilt, daß diesmal an die Delegationen noch keine Forderungen für Feldgeschütze gestellt werden sollen. Aber Herr Mauthner gab die Schlacht — man kann es

auch das Abschlichten der Spekulanten nennen, die auf die Hausse—Nachrichten hineinfallen — noch nicht verloren: Keine Feldgeschütze, aber doch Marinegeschütze. Die Schießversuche mit dem ersten von den Skoda—Werken erzeugten 24—cm—Marinegeschütz sind günstig ausgefallen, und wenn das der Börse in besonders auffälliger Weise mitgeteilt wurde, mußte sie glauben, der Staat werde jetzt alsbald große Aufträge zur Herstellung von Marinegeschützen erteilen. Herr Mauthner hätte aus seinen guten Beziehungen zur Wiener Presse wenig gelernt, wenn er um die wirksamste Art der Reklame für die Skoda—Werke verlegen gewesen wäre. Da ihnen der Kriegsmi- nister nicht zuhilfe kommt, kann man noch immer an den Kaiser appellieren. Die kaiserliche Autorität ist ja sogar schon für Ankerbrot in die Wegschale ge- worfen worden, und so mußte es Herrn Mauthner im Bunde mit der gutge- zahlten Presse auch glücken, den obersten Kriegsherrn zum Schutzherrn der Börse zu machen. Die Skoda—Werke haben ein Telegramm an den Kaiser ge- richtet, das vom Gelingen der Schießversuche mit dem Marinegeschütz be- richtete, und eine Antwort provoziert, die der kaiserlichen Befriedigung über diesen Erfolg der vaterländischen Industrie Ausdruck gab. Um ihn in einen Erfolg der vaterländischen Jobber zu verwandeln, war nichts weiter nötig, als das Telegramm und die Antwort in den Tagesblättern zu inserieren, was auch am 5. April geschah. Da die Reklame mit Kaiserworten in der 'Fackel' bereits hinlänglich gewürdigt worden ist, erübrigt diesmal nur noch eine Bemerkung über den Stil des an den Kaiser gerichteten Telegramms. Daß man sich in ta- delloser Toilette zum Kaiser begeben muß, ist Verwaltungsräten sicherlich be- kannt, aber sie scheinen nicht zu fühlen, daß man sich dem Monarchen schicklicherwise auch in tadellosem Deutsch nähern muß. Man darf dem Chef der Militärkanzlei nicht telegraphieren: »Bitten, Sr. Apostolischen Maje- stät die alleruntertänigste Nachricht huldvollst zu Füßen legen zu wollen«; denn nicht die Nachricht, sondern die Nachrichtgeber haben alleruntertänigst zu sein, und Sache des Kaisers ist es, eine Nachricht, wenn er sie schon zu seinen Füßen sieht, huldvollst aufzunehmen, nicht Sache des FZM. v. Bolfras, sie huldvollst zu unterbreiten.

* * *

Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900, die kürzlich von der Statistischen Zentral—Kommission veröffentlicht wur- den, werden vor allem von den Offiziösen des Kriegsministeriums bejubelt. Von 1890 bis 1900 hat sich die Bevölkerung der im Reichsrat vertretenen Kö- nigreiche und Länder um 9,3 Prozent vermehrt, während sie im vorigen De- zennium nur um 7,9 Prozent gewachsen war. Daraus wird natürlich rechtzei- tig der Schluß gezogen werden, daß das österreichische Rekrutenkontingent wesentlich erhöht werden kann.

Nur eines macht uns stutzen: Der übermäßige Anteil der zurückgeblie- bensten Kronländer an der Volksvermehrung. Läßt man Galizien, die Bukowi- na und Dalmatien außer Betracht, so hat die Bevölkerung Österreichs um 8.5 statt um 9,3 Prozent zugenommen, während der Zuwachs in Galizien 10,4, in der Bukowina 12,9 und in Dalmatien 12,2 Prozent betrug. Aber auch diese Rechnung ist noch zu günstig für die übrigen Kronländer, denn die Volksver- mehrung in ihnen, hauptsächlich in Schlesien, wo sie 12,4 Prozent ausmacht, stammt zu einem ansehnlichen Teil von dem Zuzug aus jenen drei Provinzen, namentlich aus Galizien. Aus diesem Lande sind nicht weniger als 327.491 Personen in den letzten zehn Jahren ausgewandert. So geben die Zahlen der ortsanwesenden Personen in den verelendeten Teilen Österreichs keine Vor-

stellung von der natürlichen Volksbewegung, die sich dort vollzieht. Prüft man aber die Daten über den Geburtenüberschuß in den einzelnen Kronländern, so zeigt es sich, daß in Galizien, der Bukowina und Dalmatien ein Bevölkerungszuwachs von 15,2 Prozent, in Galizien allein ein solcher von 15,38 Prozent erfolgt ist. Und wenn man die hohe Sterblichkeit in diesen Gebieten in Betracht zieht, gelangt man zu einer anormal hohen Geburtenfrequenz. Daß diese eine Verschärfung des wirtschaftlichen Elends, mit dem sie ursächlich zusammenhängt, bedeutet, ist niemandem unklar. Sicher ist es aber auch, daß unter diesen Verhältnissen das Wachstum der Bevölkerung von einer immer stärkeren Verringerung des Prozentsatzes der bei der Stellung Tauglichen begleitet sein muß. Und daran muß erinnert werden, wenn mit den Ergebnissen der Volkszählung die Vermehrung des Standes der Armee begründet werden soll. ×

* * *

Herr Johann *Weissenböck* hat, wie mir mitgeteilt wurde, erklärt, ich sei auch nicht besser als die anderen; ich schweige ihn ja auch tot. Mir war es deshalb längst darum zu tun, mich in der Achtung des Gründers der »Mittelpartei« zu rehabilitieren; aber weder der Streit, in den er bei den Wahlen des Vorjahrs mit seinen vier Agitatoren geriet, weil er sie mit je 20 Kreuzern entlohnen wollte, noch die aus Paris gemeldete Auffahrt zur Höhe des Eiffelturms, noch auch der Besuch einer Redoute, bei der Herr *Weissenböck* der einzige war, der nicht für sein Geschäft, sondern bloß für seine politische Richtung Reklame machte, boten mir einen hinlänglich ernstesten Anlaß, mich mit der Mittelpartei zu beschäftigen. Jetzt aber ist mir — offenbar von ihrem Gründer selbst — ein Büchlein, betitelt »Aufruf und Programm der Volkswirtschaftlichen Mittelpartei«, zugesendet worden, und ich will gern die wichtigsten Stellen daraus zitieren.

Zur Sanierung der parlamentarischen Schwierigkeiten schlägt Herr *Weissenböck* vor, daß »auf Staatskosten Knigge's 'Umgang mit Menschen' verteilt« werden soll. Die antisemitische Hetze kann leicht abgeschafft werden: »Die Juden müssen trachten, sich beim Volke beliebt zu machen.« Für das christliche Volk aber gelte die Richtschnur: »Man braucht die Juden nicht zu lieben, doch auch nicht zu hassen; man kann ganz leicht, ohne mit ihnen in Berührung zu kommen, leben.« Die Kindererziehung ist auch gegenwärtig nicht schlecht; aber »man lehre die Kinder, Quittungen, Rechnungen, Zeugnisse schreiben, damit selbe imstande sind, das zu Papier zu bringen, was sie sich denken«. Die wirtschaftliche Lage Österreichs ist eine recht traurige: aber um eine Besserung im öffentlichen Wirtschaftsleben herbeizuführen, ist nur Arbeit und Denken notwendig, man muß trachten, so viel als möglich der Natur abzugewinnen, die Natur gibt es jedoch nur gegen Obiges«. Nur darf sich das Volk nicht auf die Parlamentarier verlassen; »die eigene Selbsthilfe ist die beste«; auch soll es nicht so viel in Versammlungen laufen. Dort werden die Arbeiter bloß verhetzt. »Hoffentlich werden die Arbeiter ihre wahren und falschen Freunde bald erkennen. Man verbessere daher unsere Vieh—, Obst—, Wein—, Hopfen—, Geflügel—, Fisch—, Samen— und Blumenzucht.« Auch unterstütze man die Industrie. »Die Deutschen sind wahre Hexenmeister, in zwanzig Jahren haben sie die ganze Welt erobert. Versteht man dieses Kunststück nicht, so muß man es eben lernen.«

Ausführlich ist Herrn *Weissenböcks* Programm in einem größeren, vor mehreren Jahren geschriebenen Buche enthalten, das, wenn sich genug Abnehmer finden, gedruckt werden soll und höchstens einen Gulden kosten

wird. Wie Herr Weissenböck mitteilt, hat er dieses Werk seinerzeit dem Dr. Lueger übergeben. »Es ist höchst interessant, was ich Lueger alles prophezeigte, was mittlerweile bereits eingetroffen ist und noch in Zukunft kommen wird, und was Lueger alles aus dem Werke entnahm und auch ausführte. 'Es ist viel Gutes darinnen, aber auch sehr viel Dummheiten', ist sein persönlicher Ausspruch.« Wie es scheint, hat Herr Dr. Lueger auf dieses Buch großen Wert gelegt, denn Herr Weissenböck erzählt, er habe sich wegen der Rückgabe klagen lassen und selbst dann nicht das Ganze zurückgegeben. Ob sich in dem Teile des Werkes, der dem Verfasser vorenthalten wurde, Gedanken finden, die Herr Dr. Lueger noch ausführen und als sein geistiges Eigentum ausgeben will, oder ob ein harmloserer Gebrauch schon längst davon gemacht wurde, erfahren wir nicht. Aber ich denke, daß auch der gerettete Teil des Buches genug Belehrung und Unterhaltung bieten wird. Herr Weissenböck scheint mir zur Führung einer Wiener Mittelpartei wirklich berufen; er hält just die gerechte Mitte zwischen den Herren Noske und Gregorig ein und darf wohl hoffen, daß sich die vernünftigeren Anhänger dieser beiden bald zu ihm bekehren werden.

* * *

Avis für Abgeordnete!

Herr *Sieghart*¹ — so meldet man mir — muß noch im Laufe des Jahres 1901 *Ministerialrat* werden. So wollen es die Geschicke Österreichs, und so ist es auch bereits im Staatsvoranschlag schwarz auf weiß zu lesen. Im Aufwande des Ministerrats—Präsidiums figurieren auf einmal drei Ministerialratsstellen. Gegenwärtig ist nur eine solche durch den dem Minister Rezek zugewiesenen Baron Villani besetzt. Natürlich können die zwei anderen nur für die Herren Forstner und Sieghart reserviert sein; die Sektionsräte v. Morawsky und Rosner dürften infolge ihrer Zuweisung beim Minister Pientak kaum in Betracht kommen. Es gehört also wenig Scharfsinn dazu, um zu erraten, wem die zwei schönen Posten zugedacht sind. Herr Forstner soll freilich, wie es scheint, nicht ganz so rasch wie Herr Sieghart vorrücken, wenigstens nicht im Gehalte. Denn während zwei von den Ministerialratsstellen mit je 12.000 Kronen Gehalt bedacht sind, sind für die dritte nur 10.000 Kronen ausgeworfen. Herr Sieghart aber schmiedet das Eisen, so lange es warm ist, und das hohe Haus wird seine »Arbeitswilligkeit« jetzt auch dadurch dokumentieren können, daß es die betreffende Budgetpost bewilligt und dem Schützling des Economisten zu einer gesunden Sinekure verhilft.



Man hat uns neulich durch die Ankündigung eines ernsten Entschlusses der Jungwiener bildenden Künstler zu schrecken versucht: wenn Wien sich nicht eiligst zur »Philosophie« des Herrn Klimt bekehrt und seine »Medicin« nicht widerspruchslos schluckt, dann hat es eine zweite Sezession zu fürchten; der Auswanderung von der Lothringerstraße in die Wienzeile wird der Auszug nach Darmstadt folgen, und zur Zeit, da die Hagenbündler von

¹ Vgl. Curriculum vitae in Nr. 53.

[KK]

der Markthalle in der Zedlitzgasse Besitz ergreifen, werden vielleicht in den von den Künstlern verlassenen Räumen des Olbrich—Tempelchens die Höckerinnen vom benachbarten Naschmarkt Zuflucht vor herbstlicher Wetterunbill suchen. Gelassen vernahm Wien den neuesten Scherz des Herrn Bahr. Unsere stoffarmen Witzblätter mögen freilich die Drohung mit der Expatriierung der wirksamsten Wecker heiterer Laune als eine gefährliche ansehen. Wir anderen beruhigten uns bei dem Gedanken, daß auch in früheren Zeiten nicht die Patrizier, sondern die Plebejer Sezessionen veranstaltet haben, und hielten es für wahrscheinlich, daß nach der Trennung die Sezessionisten sich heißer nach den Wiener Rindfleischtöpfen zurücksehnen werden, als Wien nach ihren Farbentöpfen. Konnte aber selbst auf jene, die Herrn Klimt und seinen Freunden die größten Verdienste um die österreichische Kunstkultur zuschreiben, die Drohung Eindruck machen, daß unsere Kunst bald um das »Häuflein wackerer Männer« ärmer sein werde, die in ihr gleichsam den »Verein der Fortschrittsfreunde« gebildet haben? Wir waren doch bisher immer gern bereit, von unserem noch so kärglichen Besitz an wertvollen Männern das Beste an das Ausland wegzugeben, und vor wenigen Jahren hat ein Vorgänger des Herrn v. Hartel mit Stolz von der »aktiven geistigen Handelsbilanz« Österreichs gesprochen, weil die ersten Lehrkanzeln der Wissenschaft im Deutschen Reich mit Österreichern besetzt sind. Herr Hartel ist nicht minder eifrig auf die würdige Repräsentation unseres Geisteslebens in Deutschland bedacht; ihm ist es zu danken, daß Boltzmann von Wien geschieden ist und weil sich Heidelberg bereits des österreichischen Staatsrechtslehrers Georg Jellinek, Berlin sich des österreichischen Strafrechtslehrers Franz v. Liß rühmt, hat er auch nach Leipzig einen unserer bedeutendsten Juristen, Mitteis, ziehen lassen. Und noch einer verließ unsere Universität; das war wohl nicht Herrn Hartels Schuld, und es ist auch, so anziehend seine Art war, nicht der Lehrer der Ästhetik, den wir in *Alfred Freiherrn v. Berger* am schmerzlichsten vermissen. Aber wer unser Burgtheater jahrelang durch einen gemeinen und leichtherzigen Dilettantismus zugrunde geleitet sah und auch Burckhards Nachfolger nicht zutraut, daß er Übel, die er, der Kritiker, vielleicht richtig diagnostizierte, zu heilen vermöge, dem hat Alfred v. Berger wie kein zweiter berufen geschienen, unsere Theaterkultur zu erneuern. Der bildenden Kunst mag in Wien nach dem Wegzug der Sezessionisten eine Zeit wie jene von 1880 — 1890 wiederkehren, in der Herr Bahr sie schlafend währte; wir wären zufrieden, wenn wieder ein Leopold Müller und Schindler schüfen. Unser Theater, weit ärger bedrängt als die bildende Kunst, in der bisher wenigstens die geschäftliche Verbindung von Kritik und Produktion unbekannt ist, hat seit Bergers Scheiden niemanden, der es zu hüten versteht, und darf jetzt höchstens hoffen, daß mit den Sezessionisten auch Herr Bahr, der es so oft belästigte, nach Darmstadt als Bringer der Kultur des »Tschaperl« und der »Wienerinnen« wandern wird ...

Von jenem merkwürdigen Mann, Alfred Freiherrn v. Berger, und von seinem Bruder Wilhelm erzählt ein Buch, das die beiden unter dem Titel »*Im Vaterhaus*, Jugenderinnerungen« vor einem halben Jahre veröffentlicht haben. Die Kritik hat sich in ihrer Weise damit beschäftigt. Einige ältere Herren, die noch den Vater der beiden Berger, den Parlamentarier und Minister Dr. Johann Nepomuk Berger, gekannt haben, suchten darin nach »politischen Enthüllungen und Überraschungen«, und da sie dergleichen nicht fanden, hat der eine in der 'Neuen Freien Presse' dargelegt, was eine Biographie Bergers eigentlich enthalten müßte, während andere Zeitgenossen von Beruf, emsig allerlei Klatsch zusammentrugen und nicht verabsäumten, anzudeuten, eine wie wichtige Rolle sie selbst in Bergers Leben gespielt hätten. Seltsam aber er-

geht es dem Leser, der unbefangenen das Buch zur Hand nimmt. Er lernt zwei Menschen in ihren Beziehungen zu einem Dritten, dem berühmten Vater, kennen und sieht flüchtig auch ihre gegenseitigen Beziehungen erhellt. Dabei scheint es ihm, als wären ebenso grundverschieden wie diese beiden Menschen auch die Absichten, die sie mit dem Buche verfolgen. Wilhelm, der ältere der Brüder, ist ein Mann der Tat, der als Politiker gekämpft hat und bekämpft wurde; der jüngere, Alfred, ein Mensch voll innerlichsten Lebens, von dessen schweren, nicht endenden Kämpfen er erzählt. Alles Äußere ist ihm nur als Erreger innerer Zustände Ereignis, und der stoische Satz: »was geht das mich an, was vor meiner Türe geschieht!«, meint er, sei ihm recht aus der Seele gesprochen. Diese Brüder schreiben ihre Jugenderinnerungen nieder, und es dünkt den Leser, als wollte jeder etwas damit beweisen und rechtfertigen: aber Wilhelm rechtfertigt vor der Außenwelt, zunächst vor den Freunden, daß er ward, wie er ist, und nicht anders; Alfred rechtfertigt vor sich selbst, daß er ward, was er ist, und nicht mehr. Gemeinsam ist beiden die Überzeugung, daß ihre Entwicklung durch das Verhältnis zum Vater bestimmt wurde. Und so scheint das Buch einen besonderen, bedeutsamen Fall des tausendmal in allen Literaturen wiederkehrenden Verhältnisses »Vater und Söhne« darstellen zu wollen. Zusammenhängend und von größter psychologischer Kraft ist diese Darstellung im ersten Teil; der zweite Teil ist eine reiche Sammlung noch unverarbeiteten Materials. Prächtig ist von beiden Autoren der Vater gezeichnet: Der Mann voll inniger Liebe zu seinen Kindern, in dem, wie überhaupt das intellektuelle Leben in ihm übermächtig war, auch diese Liebe, »das, was im gewöhnlichen Menschen naiver Naturinstinkt und Naturtrieb ist zum Gedanken und zur Pflicht vergeistigt war«, so daß sie »als kategorischer Imperativ« erfaßt wurde. Trotzdem war dieser Mann kein Erzieher; und wenn er es bei einem ironischen, kaustischen Geist und heftigen Temperament zu anderen Zeiten hätte sein mögen, so vermochte er es gerade in den entscheidenden Jahren nicht, weil sie für ihn selbst Jahre einer Krise waren, die sein ganzes Denken zu verändern begann. Aber nur junge, werdende Menschen, die den andern auf ihren Entwicklungsgang mitnehmen, oder fertige, die längst ausgekämpft haben, vermögen zu erziehen. An Versuchen fehlte es gleichwohl bei Berger nicht; aber sie wurden planlos gemacht, glichen »pädagogischen Platzregen«, die bald endeten; von einer »ruck— und stoßweisen« Erziehung spricht der eine Sohn, der andere von »periodischen erzieherischen Anfällen« Und nun wird uns gezeigt, wie ungeachtet des Fehlschlagens dieser Erziehungsversuche, auf die die Betroffenen bald wie mit einer überlegenen Güte eingingen, denen sie aber zu anderenmalen einen passiven Widerstand entgegengesetzten, ein Vater durch seine ganze Persönlichkeit unbewußt erzieherisch wirkt. Andere Menschen, Eindrücke des Gelernten, von Kunst und Natur kommen hinzu, um das Wesen der Söhne, wie sie selbst sich deuten, zu erklären.

Ein ungemein wertvolles psychologisches Dokument: das ist der Eindruck, mit dem man das Buch zuschlägt. Aber es hat mit dem Lesen von Büchern dieselbe Bewandnis wie mit der parlamentarischen Beratung von Gesetzentwürfen. Nur mit denen, die man verwirft, kann man in erster Lesung fertig werden. Bei den anderen, die man genehmigt, haften zunächst, außer dem allgemeinen Eindruck, markante Einzelstellen im Gedächtnis. Die liest man nochmals, knüpft neue Gedanken an, fühlt den ersten Eindruck sich befestigen oder verändern und schreitet schließlich — nach längerer Pause, in der die beherrschenden Stimmungen der Tage jener ersten Lektüre verflogen sein mögen — zur zweiten Lesung, der entscheidenden. Die dritte Lesung ist im Parlamente eine Formalität, und bei Büchern hat sich jeder überzeugt, daß

spätere wiederholte Lektüre außer nach jahrelangem Intervall keine Veränderung der Auffassung hervorruft. Der Kritiker, der ein neues literarisches Kunstwerk verständlich machen will, müßte eigentlich stets den geschilderten oder einen ähnlichen Vorgang seiner geistigen Arbeit auseinandersetzen, zumal dann, wenn der erste und der zweite Eindruck verschieden sind. Ibsens »Gespenster«, einmal gelesen, sind ein Drama, das von Oswald Alving und von der Vererbung handelt. Wenn man sie das nächste mal liest, dann weiß man: die Gespenster handeln vom toten Kammerherrn Alving, wie er ursprünglich war und wie er durch die Verhältnisse seiner Heimat wurde. Was in dem Drama geschieht, sind Folgeerscheinungen und die Darlegung jener Verhältnisse; und den Kern des Dramas bildet die Szene, da Oswald Alving der Mutter sein Gefühl erklärt, daß in der Heimat alles, was in ihm lebe und gähre, hätte ausarten müssen, und da Frau Alving nach tiefem Sinnen antwortet: »Nun erkenne ich den Zusammenhang, und jetzt kann ich reden.« Dann wird dem Sohne das Ideal des Vaters zerstört, weil die Frau das wahre Bild ihres Gatten zu rechtfertigen vermag. Daß und wie Oswald Alving und Kammerherrn Alvings Asyl schließlich zugrunde gehen, ist ein Erfordernis der dramatischen Technik.

Die Abschweifung soll die Erklärung vorbereiten daß auch bei dem Buche der beiden Freiherren v. Berger der erste Eindruck unrichtig ist und daß es sich nicht nur um einen interessanten psychologischen Fall handelt. Das Buch ist vor allem auch ein eminent politisches; es ist ein Buch über den Vater Berger. Und doch hatten die früher erwähnten älteren Herren, die jenen Berger, den sie kannten, in dem Buche (und sich selbst im Namensregister) wiederfinden wollten, nicht Unrecht, wenn sie es ärgerlich zur Seite legten. Denn von dem liberalen Parlamentarier, dem Schriftsteller, dem hervorragenden Advokaten Berger, und was diese Drei—Einer getan haben, steht wenig darin. Es erzählt von einem Berger, den noch keiner gekannt hat. In den letzten Jahren seines Lebens, mitten unter schweren körperlichen Leiden, ist Johann Nepomuk Berger ein anderer geworden. Was, davon weiß die Außenwelt wenig; als entscheidendes äußeres Zeichen ist ihr bloß Bergers Demissionierung infolge des Memorandenstreites bekannt. Damals stand er mit Taaffe und Potocki zusammen. Bald nachher endete sein Leben, und wie er sich angesichts der entscheidenden späteren Vorgänge in der inneren Politik verhalten hätte, ist uns ungewiß. Aber seine Söhne meinen es zu wissen; und, mag es auch paradox klingen, sie haben beide nicht weniger Recht, weil jeder von beiden anders urteilt. Jeder fühlt sich als Politiker als den Fortsetzer des Vaters und ist es sicherlich auch. Und so sehr ist es jedem klar, wie konsequent auch der andere den gleichgeliebten Vater fortsetzt, daß ihre Gegensätzlichkeit nichts weniger als ein auch nur innerliches Zerwürfnis bedeutet. Beider politisches Denken geht von den Erfahrungen der Ministerzeit ihres Vaters aus; sein Verhalten im Memorandenstreit hat ihre volle Zustimmung. »Nicht mehr als Parteipolitiker, sondern als weitblickender Staatsmann« habe Berger damals gehandelt, sagt sein Sohn Wilhelm; und Alfred v. Berger meint, der Vater wäre »durch die Berührung mit den Regierungsgeschäften schnell aus einem politischen Redner zum Staatsmann geworden«. Das ist aber zugleich Alfred v. Bergers Urteil über den damaligen und späteren österreichischen Liberalismus: eine Partei von politischen Rednern. Und er läßt nicht unklar, was er über die politische Phrase denkt, die gesprochene, vor allem aber die geschriebene. Die liberale Presse, die im Jahre 1870 »den hellsten politischen Kopf seiner Zeit, den lautersten Charakter, behandelte wie einen Dummkopf und Verbrecher«, sie ist seither nicht anders geworden; und die Blätter der radikalen Parteien sind ihr würdig zur Seite getreten. Daß Johann

N. Berger, wenn er länger gelebt hätte, eine vom Liberalismus weit abführende Richtung eingeschlagen hätte, ist beiden Söhnen gewiß, und mit freudiger Teilnahme folgen wir ihrem pietätvollen Streben, den Vater aus den Klauen des Liberalismus zu retten. Wilhelm v. Berger, der der klerikalen Partei angehört, ist wohl kaum der Meinung, daß sein Vater jemals den förmlichen Übertritt zu ihr vollzogen hätte; auch ist ihm selbst diese Stellung noch mehr Gewissenssache als politische Angelegenheit. Wie er sich seine Weltanschauung gewonnen, das zu erklären, war nicht die Absicht seiner abrupten Aufzeichnungen. Er deutet nur an, wie er, philosophisch gebildet, schließlich zur Religion gelangt ist, und wehrt Angriffe mit den Worten ab: »Ich sah, daß viele beim hellen Licht der Sonne umhergehen mit der Laterne. Ich und meine Gesinnungsgenossen tun das nicht. Darum heißen wir 'Finsterlinge' und 'Dunkelmänner'.« Nicht die religiöse Anschauung, aber ihre Einwirkung auf das öffentliche Leben wäre wohl bestreitbar, und der ironische Vater möchte dem Sohn vielleicht erwidert haben, daß beim hellen Lichte der Sonne auch Altarkerzen nicht mehr taugen als Laternen, daß aber, wenn es dunkelt, eine zeitgemäße Beleuchtung besser erhellt. Ganz kurz angedeutet sind aber auch die Lebenseindrücke, die Wilhelm v. Berger noch nicht klerikal gemacht, aber doch schon dem Liberalismus abspenstig gemacht haben. Der tiefen Korruption der liberalen Partei wird gedacht, und wir begreifen, wie wohl der junge Berger den Ernst aus einem Scherze Alexander Schindlers herausfühlte, der während des Ofenheim—Prozesses im Künstlerhause vor einem Bilde sagte: »Seht, dieses Bild möchte ich mir kaufen, wenn es mir nicht schlecht ginge, seit der verbrecherische Gelderwerb verboten wird.«

Wilhelm v. Berger steht im politischen Leben, aber von seines Bruders politischer Gesinnung ist nichts bekannt. Wenn er schreibt: »ich habe Schutz und Sicherheit in der Kunst gefunden, mein Bruder Wilhelm in der Religion«, so möchte man, da von der Kunst nicht wie von der Religion Brücken zur Politik führen, vielleicht vermuten, daß diese dem Freiherrn Alfred v. Berger fernliegt. Aber ohne an einer einzigen Stelle eigens davon zu sprechen, hat er uns auf das Genaueste über seine politische Stellung unterrichtet, die keine andere sein kann als eben jene, die seiner Überzeugung nach sein Vater heute einnehmen würde. Er nennt einen Namen, der — einer der wenigen in Österreich — ein Programm ist, Dr. Emil Steinbach, den Vizepräsidenten des Obersten Gerichtshofes, und sagt, dieser Mann komme »wohl auch als politische Individualität dem sehr nahe, was der Vater geworden wäre, wenn der Tod seine Entwicklung nicht vorzeitig abgeschnitten hätte«.

Man täte den »Jugenderinnerungen« der beiden Freiherren v. Berger schweres Unrecht, wollte man sie lediglich auf ihren politischen Inhalt hin betrachten. Nur um der Einseitigkeit zu begegnen, mit der das begreiflicher Weise in der liberalen Presse geschieht, ist hier der politische Wert des Buches so ausführlich auseinandergesetzt worden. Am höchsten steht doch die schriftstellerische Bedeutung des, ersten Teiles; und ein Leben als Kunstwerk beschreiben können, bedeutet schon fast so viel, wie es als Kunstwerk leben. †

* * *

In den Osterfeiertagen braucht die 'Neue Freie Presse' Sensationen wie einen Bissen ungesäuerten Brotes. Und so hat sie sich sie auch diesmal wieder zu verschaffen gewußt. Zu den Sensationen zähle ich vor allem das eigentümliche Changement der Ressorts, das diesmal vorgenommen wurde. Der Börsenwöchener hatte sich wieder einmal in den Leitartikel geflüchtet und leitete den »Brief eines Wissenden« mit der die Leser der 'Neuen Freien Pres-

se' anheimelnden Wendung ein: »*Mich fragen Sie? Ich soll Ihnen das Geheimnis erzählen?*« Dafür wurde der 'Economist' diesmal für Theaterangelegenheiten geräumt. Der Artikel, der an dieser Stelle plaziert war, mutete so poetisch an, daß man erst bei näherem Zusehen erkannte, es handle sich um ein Interview mit Frau Hohenfels über das neue Theatergesetz, und lange Zeit der Meinung war, eine der üblichen. »Börsenwochen« vor sich zu haben. Welche Wandlung in den Beziehungen zwischen Presse und Hoftheater! Vorbei die Zeiten, da von der Existenz einer hervorragenden Burgschauspielerin nicht einmal im Theaterteil Notiz genommen wurde; heute wird ihr die *wertvollste* Rubrik, der Economist, eröffnet, und wenn wir dort in der letzten Zeile in gesperrtem Drucke den Namen *Stella Hohenfels* lesen, hätte in früheren Tagen das Interview sicherlich mit den Worten geschlossen: »*Eine Hofschauspielerin* hat sich ein warmes Herz bewahrt für jene, welche mühselig und keuchend die ersten, schweren Schritte auf steinigem Wege wandeln, in deren Hoffnungsträumen aber wohl so manches mal, in lockenden Goldbuchstaben geschrieben, der Name aufblitzt: *Eine Hofschauspielerin ...* «

Der Feuilletonist hat sich, dem Beispiel des Leitartiklers folgend, die schönsten rituellen Nuancen für den Festtag zurechtgelegt. Antwortet Benedikt mit einer Frage, so fragt Herzl mit einer Antwort: »Wie viele der jetzigen Bücher wird man nach einem solchen Zeitverfluß noch hinunterwürgen können? *Was, in hundertfünfzig Jahren? In hundertfünfzig Monaten!*« Die Redakteure der 'Neuen Freien Presse' schreiben wirklich mit den Händen. Der jüngste Sohn des Hauses aber, der einige Zeit pausiert hatte, trat bei so festlicher Gelegenheit wieder hervor. Als jedoch st—g sein humoristisches Sprüchlein aufgesagt hatte, da gähnten die Hörer und fragten stilgemäß: »Wodurch unterscheidet sich diese Sonntagsplauderei von allen anderen Sonntagsplaudereien?« Daß Herr st—g sich auf »*Nestroys Habakuk, der in Paris war*«, berief, fiel ihnen nicht weiter auf; denn die Leser der 'Neuen Freien Presse' wissen zwar zwischen st—g und Ludwig Bauer, aber nicht zwischen Nestroy und Raimund zu unterscheiden.

Dann gab es noch eine beabsichtigte und eine unfreiwillige Sensation. Der »Brief des Dichters der 'Electra' an die 'Neue Freie Presse'« war die passende Einleitung zu der im Deutschen Volkstheater bevorstehenden Aufführung des freimaurerischen Propagandastückes. Auf jener reinen Stätte der Freuden, von der jede politische Tendenz ängstlich ferngehalten werden sollte, wird nunmehr das Werk des Herrn Perez Galdos, das in Spanien eine Revolution erzeugt hat, zur Darstellung gelangen. Hoffentlich wird unsere Polizei auch diesem edlen Beginnen des Bruders Bukovics jene Unterstützung nicht versagen, mit der sie ihm jüngst gegen angewiderte Besucher einer Dörmann—Premiere beigestanden ist ... Die unfreiwillige Sensation fand ich in dem Aufsätze über Paul Deschanel, den ein Redakteur der 'Neuen Freien Presse' aus dem Französischen von Adolphe Brisson für die Osterfestnummer übersetzt hat. Da wird Herr Deschanel als Präger grandioser politischer Worte gefeiert und der folgende Kernspruch zitiert: »Nichts entnervt ein Volk mehr, als wenn man Gesetze macht und sie nicht befolgt.« Ein gewisser Machiavelli hat den Gedanken also formuliert: »Der Anfang vom Ende für ein Volk ist es, wenn man Gesetze macht und sie nicht befolgt.« Bedeutender als die Originalworte der Herren Deschanel und Brisson ist jedenfalls die Übersetzung, die dem Aufsätze in der 'Neuen Freien Presse' widerfuhr. »*Des vins généreux* ¹« heißt nämlich in der 'Neuen Freien Presse' zu deutsch: »*Großmütige Weine.*« Deschanel, so wird uns erzählt, lud alle Deputierten ohne Unterschied der Gesinnung an seine Tafel und »bot ihnen großmütige Weine und

1 Edle Weine

üppige Gerichte«. Nun ja, die Speisen waren hochmütig, die Getränke großmütig. Wenn die Firma genannt wäre, könnte man das Lob, das die 'Neue Freie Presse' Deschanel's Weinen spendet, vollends begreifen. So muß man sich mit der Annahme begnügen, daß sie dem jetzt in Wien tagenden Kongreß der Alkoholfeinde einen Strich durch die Rechnung machen wollte. Hoffentlich sind die Alkoholfeinde so großmütig wie der Alkohol selbst und verzeihen ihr.

* * *

Liebe Fackel!

Wie kommt es, daß die 'Neue Freie Presse' keinen Bericht über die Generalversammlung der »Österreichischen Journal—Aktiengesellschaft« bringt, die am 27. März stattgefunden hat? Ist sie im Gegensatz zu der Übung früherer Jahre zu gescheit, von eigenen Angelegenheiten zu sprechen? Oder sollte da vielleicht der defraudierte Zeitungsstempel dahinterstecken? Sie denkt nicht mit Unrecht, daß Defraudieren leichter ist als Bilanzfälschen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Parlamentarier. Der Antikorruptionist sagt: Der Abgeordnete darf nicht Verwaltungsrat werden. Der Schein—Antikorruptionist sagt: Der Verwaltungsrat darf nicht Abgeordneter oder gar Präsident des Abgeordnetenhauses werden. Er weiß zwar, daß das unsinnig ist, weil man niemandem verbieten kann, Aktien zu besitzen, und weil ein Abgeordneter, der zahlreiche Aktien eines Unternehmens besitzt, an ihm, auch wenn er auf den Verwaltungsratsposten verzichtet, nicht weniger als früher interessiert ist. Aber solche Verdrehungen sollen ja die Öffentlichkeit bloß darüber hinwegtäuschen, was eigentlich Korruption und ernstlich zu bekämpfen ist: Die Ausnützung des parlamentarischen Einflusses zur Erlangung von Verwaltungsratsstellen, die dann Verpflichtungen betreffs der politischen Haltung auferlegen. Im Falle des Grafen Moriz Vetter von der Lilie ist nur das Feingefühl zu rühmen, das den Entschluß, die Verwaltungsratsstelle niederzulegen, herbeiführte, die Bedenkenlosigkeit zu tadeln, mit der er es als eine »Ehre« bezeichnete, dem Verwaltungsrat eines Taussig anzugehören. Daß der Entschluß, zu resignieren, dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses leicht fiel, weil er — wie Sie mir zur Aufklärung mitteilen — mehr als standesgemäß von seiner Frau leben kann, kommt für die Öffentlichkeit nicht in Betracht. Wichtig war es nur, die Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß Graf Vetter sich nicht vor den Angriffen des Herrn Dr. Kanner zurückzieht. Über die polemischen Formen dieses Herrn sind alle anständigen Leute einer Meinung. Wenn der Präsident des Abgeordnetenhauses in dem Blatte des Isidor konsequent »der Moriz« genannt wird, so ist das offenbar satirisch gemeint. Ihre Vermutung, daß der Angriff auf den Grafen Vetter in der 'Zeit' von Herrn Taussig, der ihn los sein möchte, bestellt sei, finde ich nicht zutreffend. Zwischen der 'Zeit' und Herrn Taussig herrschen jetzt nicht die besten Beziehungen, und wenn Sie auch einst die Bilanz der Waffenfabrik beschönigt hat, so muß man doch zugeben, daß sie ihn kürzlich und zwar gleich nach der witzlosen Polemik gegen den Grafen Vetter recht empfindlich angriff. Der häßliche und prononcierte Geldgeberton, in dem der aristokratische »Schnorrer« in der 'Zeit' abgefertigt wird, rechtfertigt noch nicht die Annahme, daß wirklich ein Geldgeber dahinterstecke. Den Ton stellt Herr Professor Singer aus eigenem bei.

Advokat. Dem Urteil, das in der »Wochenschau« der 'Juristischen Blätter' (Nr. 13) über die Geschwornen—Zwischenrufe gefällt wird, stimme ich in allen Punkten bei und

freue mich, das Verhalten des Herrn Dr. Morgenstern und der übrigen 'Barreau'—Leute so treffend charakterisiert zu finden. Der Verfasser der »Wochenschau« mißt dem Verteidiger seinen Teil Schuld an der jüngsten Ausschreitung eines Geschwornen zu und erklärt: »Gelingt es ihm (dem Anwalt) nicht, sich in das Empfangungsleben der zwölf Männer hineinzuversetzen, so kann er noch immer UNTER VERZICHT AUF WITZ UND HUMOR, DIE NUR BEI GLEICHGESTIMMTEN ANKLINGEN, die Sache einfach sachlich behandeln.« Das Unglück des Herrn Dr. Morgenstern und ein Glück für Wien ist es eben, daß sich hier keine mit den 'Barreau'—Männern gleichgestimmte Jury zusammenstellen läßt, bei der der Vergleich mit der Firma Schenker & Co. Anklang fände.

Socius. Ein Schulbeispiel für Auskneifen bietet der Fall SCHARF. Der Revolverpatriarch hatte am 25. März geschrieben:

»Neben der Hausse in Kreditaktien sind es die Kursschwankungen der Bau— und Betriebsaktien, welche die Aufmerksamkeit der Börse erregen ... Immer taucht die Frage auf: Hat dieser oder jener, der Betriebsaktien verkauft oder kauft, Verbindungen mit der antisemitischen Gemeinderatsmajorität? Was folgt aus dieser Frage? Daß es unter der antisemitischen Gemeinderatsmajorität Männer gibt, die an der Börse spielen, und zwar in Ausbeutung jener Kenntnisse, die sie als Mitglieder der herrschenden Partei erlangen. Ist es nicht diese Partei, welche immer und immer wieder die gesetzliche Aufhebung des Börsespieles verlangt? Gibt es eine größere Verlogenheit? Hat je eine korruptere Partei sich der Herrschaft bemächtigt? Da war ja Catilina der reinste Ehrenmann gegenüber diesen Leuten, die bei Tag im heuchlerischen Biedertone für die Moral kämpfen und wenn es finster wird, ein Kompaniegeschäft mit den 'Börsejuden' machen. Warum befolgt nicht einmal einer dieser 'Börsejuden' das Beispiel des Grandgoschier der Partei, der in öffentlicher Sitzung einen vertraulichen Antrag eines Bankdirektors publizierte, und veröffentlicht eine Liste der antisemitischen Börsespieler und ihrer Transaktionen in Bau— und Betriebsaktien?«

Darauf, am 28. März, Interpellation Steiner im Gemeinderat. Der Bürgermeister erwidert, daß er Mitglieder des Gemeinderates, die das tun, was Herr Scharf ihnen vorwirft, unverzüglich zum Scheiden aus dem Gemeinderat zwingen würde; er fordere Herrn Scharf auf, Namen und Beweise beizubringen und müsse ihn sonst für einen Verleumder erklären. Herr Scharf am 1. April:

»Die ganze Art der Beantwortung der Interpellation Steiners durch Dr. Lueger ist ein glänzendes Zeugnis für die rhetorische Kunst des Bürgermeisters, nicht aber für die Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner eigenen Entrüstung und derjenigen seiner Partei. Dr. Lueger konstruiert eine Anklage gegen seine Partei, DIE WIR GAR NICHT ERHOBEN HABEN, und diese selbstkonstruierte Anklage weist er mit gut gespielter Entrüstung zurück. WIR SELBST HABEN DEN WUNSCH GEÄUSSERT, DASS DOCH DIE NAMEN DER ANTISEMITISCHEN BÖRSESPIELER ENDLICH BEKANNT GEMACHT WERDEN SOLLTEN, und Dr. Lueger beschimpft uns, wenn wir sie nicht nennen!«

Capitalist. Die Börse, teilen Sie mir mit, hat sich um die jüngst »eingeführten« Aktien der Aktiengesellschaft R. Ph. Waagner nicht im Geringsten gekümmert, weil ihr die sonst üblichen Beteiligungen diesmal versagt wurden. Die Nichtbeteiligung der Börse erschüttert mich nicht; aber entschieden bedauerlich finde ich es, daß die Zeitungen dafür mit um so höheren Beteiligungen bedacht wurden. Wenn freilich Herr Glogau in seiner 'Wiener Allgemeinen Zeitung' am letzten Freitag meldete, man habe an der Börse »vor Neugier und Gedränge« das Postament umgestoßen, so hat er das keineswegs, wie Sie vermuten, gegen eine

Extra—Gratifikation geschrieben. Die Unterstützung, die die 'Wiener Allgemeine Zeitung' der Länderbank angedeihen läßt, ist eine durchaus loyale, denn das Blatt GEHÖRT der Bank und Herr Glogau würde morgen fortgejagt, wenn er sich's heute einfallen ließe, gegen die Länderbank zu schreiben. Übrigens ist Herr Glogau eine positive Natur und zieht es fast immer vor, zu loben. Nur wenn er gar nichts kriegt, tadelt er auch wohl. Aber dann braucht das getadelte Institut nicht einmal die begangenen Fehler, sondern nur, was Herrn Glogau fehlt, zu begreifen, und nach kurzer Zeit kann es wieder sein Lob in der 'Wiener Allgemeinen' lesen.

Genosse. Nein, man darf sich über nichts mehr wundern. Die 'Arbeiter—Zeitung', die stets über die Willkür des objektiven Verfahrens klagte und täglich die Forderung aufstellt, die Staatsanwälte müßten die Geschwornen darüber entscheiden lassen, ob der Redakteur des konfiszierten Blattes ein Verbrecher sei, die nämliche 'Arbeiter—Zeitung' greift in einem großen Artikel den Wiener Staatsanwalt an, weil er es gewagt hat, den Redakteur der — 'Pschütt—Caricaturen' subjektiv zu verfolgen. Und der Angriff auf den Staatsanwalt — sie spricht von »Willkürakt schlimmster Art« — wächst sich zu einer Verteidigung jener gemeinsten Zotenhumoristik heraus, die die Wiener Literaturluft noch immer verpestet. Nun, den Proletariern wird ja von ihrem Blatte mancherlei zugemutet. Aber darauf konnten sie denn doch nicht gefaßt sein, daß ihnen für die Donaufahrten zum Eisernen Tor, die das Blatt jetzt wieder fleißig annonciert, als Reiselektüre die 'Pschütt—Caricaturen' empfohlen werden könnten.

Serena. Herzlichen Dank.

A. B. Nach Anmeldung jederzeit.

Literat. Einer der unausstehlichsten Lobmeier im neudeutschen Literaturtreiben ist sicherlich Herr J. V. Widmann in Bern. Zu der 'Neuen Freien Presse' steht er in einem eigenartigen Reklametauschverhältnis. Sie kauft ihm nicht nur Feuilletons ab, sondern lobt auch alle seine Werke in eigenen Feuilletons, worauf er, nicht faul, flugs die Redakteure der 'Neuen Freien Presse' im Feuilleton des 'Berner Bund' lobt. Namentlich Herr Hugo Ganz steht mit Widmann im Verhältnis der Tour— und Retourbegeisterung. Gelegentlich wird von Bern aus sogar einer aus der Berliner Clique bei der 'Neuen Freien Presse' protegirt. Der Aufsatz, den Herr Widmann am 9. April über Herrn Alfred Kerr brachte, war recht eigenartig. Herr Kerr hat sich in Berliner Literaturkreisen einen Namen gemacht, indem er bewies, daß man auch in den kleinsten Notizen die größte Maniertheit entfalten könne. Über kritische Notizen ist aber Herr Kerr bisher überhaupt noch nicht hinausgekommen. Wenn nun Herr Widmann über ihn ein Feuilleton schreibt, so muß trotzdem ein Buch zur Besprechung vorgelegen sein: wenn auch nicht ein Buch des Herrn Kerr dem Herrn Widmann, so doch ein Buch des Herrn Widmann dem Herrn Kerr. Das ist nun freilich eine Privatangelegenheit, so gut wie der Aufsatz, den Herr Kerr in der 'Neuen Deutschen Rundschau' über die verflorsene Berliner Theatersaison schrieb, beinahe eine Privatangelegenheit ist. Wo geraten wir hin, wenn jede Notiz, die ein Berliner Kritiker schreibt, in der 'Neuen Freien Presse' sogleich mit einem Reklamefeuilleton erwidert wird? Herr Widmann verschone uns. Es interessiert uns gar nicht, ob sich Herr Kerr darüber, daß die Berliner Theatersaison zu Ende ist, »wie ein von der Kette losgekommener junger Pudel« freut. Wir in Wien haben Herrn Kerr nur als Stilclown in jenem Feuilleton kennen gelernt, das er vor etwa einem Jahre über Heyse in der 'Neuen Freien Presse' veröffentlichte. Damals prägte er das Wort »crudel—schön«. Wir wollen es uns an diesem Ruhme genügen lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.